



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus dem Tagebuch einer Missionsschwester

jenigen, welche das kostbare Blut verehren, in allen Bedrängnissen den Schutz Gottes am kräftigsten erfahren.

Auch obige Worte, welche der Herr zur heiligen Theresia sprach, deuten nicht so fest auf den Gegenstand der Schenkung, als auf den Gebrauch hin, den der Heiland von diesem Geschenke seiner Liebe gemacht wissen will.

Die Bedrängnisse unserer Zeit, die Gefahren, welche uns bedrohen und von allen Seiten umgeben, alle Vorzeichen einer schweren Heimfuchung Gottes, mahnen laut genug, zum kostbaren Blut unsere Zuflucht zu nehmen. Wir wollen deshalb besonders im Monat Juli im Verein mit unserer Mutter, der heiligen Kirche, das heilige Blut des Herrn besonders oft und mit möglichster Inbrunst dem himmlischen Vater aufopfern zu seiner Verherrlichung, zur Sühne für alle Beleidigungen, die ihm zugefügt werden, dann auch für unsere vielen Anliegen und die großen Bedrängnisse unserer heiligen Kirche.

Als der heilige Bernhardus, der große Kirchenlehrer, in seiner Todesstunde vom bösen Feinde mit Vorwürfen aller Art überhäuft wurde, erwiderte er ihm ruhig und fest: „Du hast hier nichts zu sagen: hier ist das kostbare Blut Jesu Christi, das alles für mich bezahlt hat!“ Der Teufel floh und wagte den Heiligen nicht mehr zu beunruhigen.

Der Kaufpreis unserer Erlösung ist unserer Seele Rettung, ist unser Schild im Kampfe, unsere Hilfe in der Not, unsere Versöhnung bei Gott, ein Balsam in der Krankheit, der feste Anker in den Stürmen des Lebens und der süßeste Trost auf der Reise in die Ewigkeit. Um noch größeren Nutzen aus der Verehrung des kostbaren Blutes zu ziehen, opfern wir dasselbe dem allmächtigen und erbarmenden Gott auf durch die Hände unserer gütigen Mutter Maria, in deren Adern es zum ersten Male floß. Sie hat es in ihrem Leben unzählige Male mit ihrem göttlichen Sohn dem ewigen Vater aufgeopfert.

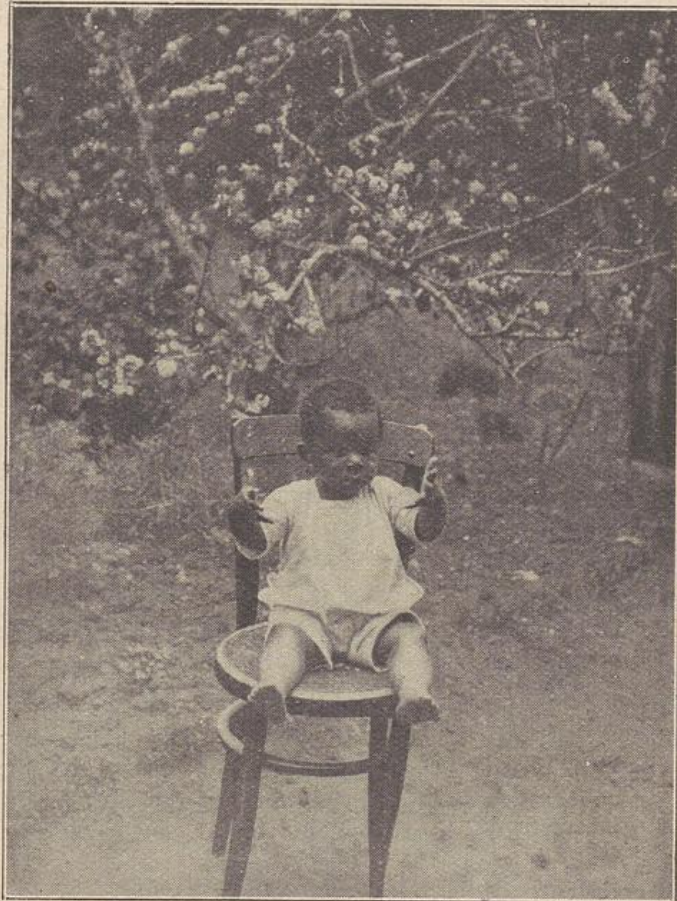
z

Aus dem Tagebuch einer Missionschwester

(Schluß.) Ost-Afrika, Tanganyka-Gebiet

Die schwarzen Kinder haben eine große Anhänglichkeit an ihre Lehrschwester und sind in mancher Beziehung sogar taktvoll. Wenn ich manchmal vor Ermüdung in der Schule kaum mehr laut zu sprechen vermochte, war die ganze Knabenklasse so still, daß man nichts hörte als das Ticken der Taschenuhr. Wenn sie wie flotte Schreiber mit ihren Aufgaben fertig waren, sagte ich: „Tafeln wechseln!“. Das ging so mäuschenstill, daß manche europäische Schule sich ein Beispiel daran nehmen könnte. Ganz leise händigten die Schüler der ersten Bank ihre

Tafeln denen der zweiten Bank ein, und so ging es durch alle Reihen. Wenn ich dann wieder sagte: „tafuteni Makozi“ (Sucht die Schreibfehler!), dann dauerte es auch nicht lange, und jeder hatte die kleinen und die großen Böcke, sogar bis zum Strichpunkt und Komma angemerkt. Und wehe demjenigen, der sich bei dieser Gelegenheit gerührt hätte, sie wären alle während



der Pause über ihn hergefallen. Nicht selten stand dann ein rundes Körbchen mit frischgekochten Eiern auf dem Pult, und keiner verriet, wer die zgedachte Erquickung besorgte, bis ich zufällig bei meinen Besuchen gefragt wurde, ob die Eier gut geschmeckt hätten. Unsere Küchenschwester freute sich immer, wenn ich ihr so ein ganzes Duzend Eier aus der Schule mitbrachte. Manchmal kam es vor, daß bei großer Hitze spät am Abend ein altes Großmütterlein energisch an unser Fenster klopfte und wieder von dannen ging. Wenn ich dann das Fenster öffnete, fand ich gewöhnlich einen irdenen Topf auf dem Fenstergesims mit Bananenblättern zugebunden. Erst nach einigen Tagen kam die Spenderin, um den leeren Topf abzuholen mit den Worten:

„Schwester, ich dachte, bei dieser Hitze tut Euch und Euren Kindern solche Labung gut; ich habe es selbst gebraut, dieses Bier; selbst Tote stehen davon wieder auf. Es ist aus Honig, Bananen und Hirsemehl zubereitet; alles habe ich eigenhändig gepflanzt und auf den Knien gemahlen. Es ist viel kräftiger als das Bier von den leeren rohen Grasblättern. Nehmt davon öfters einen Schluck und gebt dann acht, Ihr werdet sehen, daß Ihr nicht mehr viermal am Tage kochen und essen müßt, wie es Euch Eure weißen Mütter in Europa gelernt haben. Was ich Euch gebe ist herzhaft, sättigt und hält an.“ Dann nahm sie ihren leeren Topf, den sie selbst aus Lehm geformt und im Feuer gebacken hatte und ging vergnügt heimwärts.

Daß dieses Bier wirklich kräftig ist, habe ich erfahren. Von einem schweren, sehr ermüdenden Krankenbesuch vollständig erschöpft, mußte ich zwei Stunden von meiner Missionsstation entfernt haltmachen. Da kam ein heidnisches Weiblein auf mich zu, merkte sofort meine vollständige Entkräftung, und es dauerte nicht lange, da brachte sie mir eine Kürbisschale voll Bier. „May ngunya“ (Mutter, trink!), sagte sie. Aufrichtig gesagt, ekelte mich die braune Flüssigkeit an. Ich schüttelte den Kopf und erwiderte: „Nipe majiti tupu (Gib mir klares Wasser); allein die gute Alte bestand darauf, daß ich das Bier trinke. Ich nippte eben, ich kostete es, immer nur einen kleinen Schluck, bis ich tatsächlich in allen Gliedern die Kraft des Getränkes mächtig spürte. Alles belebte sich aufs neue. — Ich stand auf und marschierte erfrischt und erquickt des Weges weiter, als hätte ich ein Glas Sekt getrunken. Schon einmal hatte ich Dschagga-Bier genossen, das wie Aschenlauge aussieht, keinen Schaum zeigt und auch nicht braust, aber sehr angenehm nach Limonade schmeckt. Es ist berauschend.

Um das Bier kühl zu halten, wird es im Schatten aufbewahrt, denn einen Keller kennt der Schwarze nicht. Gewöhnlich steht der Biertopf in ausgehöhlten Baumstämmen in kleinen Dickichten zwischen Sträuchern oder Bananenhainen in der Nähe der Hütte. Das Brauen dieses Bieres ist für die schwarze Frau recht mühsam; alles, was dazu gehört, muß sie ja selbst beschaffen, und mit sichtbarem Stolz schenkt sie ihr Bier aus und gibt acht, daß kein Tröpflein verschüttet wird. Gerne ladet sie ihre Bekannten ein, wenn sie neues Bier gekocht hat und präsentiert es jedem, den sie gerne ehren möchte.

Am ersten Tag schmeckt das Bier nach süß-säuerlichem Zuckerwasser, obwohl kein Stäubchen Zucker darin ist; die Männer rühren es dann noch nicht an, sie sagen: „Das ist für die Weiber!“ Erst, wenn das Bier alt ist, sagt es ihnen richtig zu. Mit gutem Bier gewinnt die Frau die Achtung aller, und je besser es schmeckt, desto mehr steigt ihre Achtung und — beim Mädchen der Kaufpreis.